

Nicht so drumherum reden

Was Theologen von gegenwärtigen Dichtern lernen können

Zeitzeichen, Evangelische Kommentare für Religion und Gesellschaft, Juli 2009

Von Georg Magirius

Kürzlich wurde ein evangelisches Kirchenoberhaupt in sein Amt eingeführt. In der Kirche waren Bildschirme angebracht, die während des Gottesdienstes kurze Informations-Filme zeigten. Zwischendurch schimmerten die Schirme violett und das Logo der Landeskirche war erkennbar, ein an die organisatorische Gestalt der Kirche orientiertes Facettenkreuz. Violett waren auch Halstücher von Sängerinnen und Posaunisten, alles wirkte einheitlich. Vor lauter Tuch und Logos kam das Kreuz Jesu kaum noch vor die Kamera. Ich hoffte während der Übertragung wie stets bei einem Gottesdienst auf Augenblicke von Verzauberung, auf Worte, die mich rühren und trösten. Und tatsächlich erwischte mich ein seelentiefer Moment. Während der Fürbitten war sehnsüchtiger Zweifel zu hören, der Gott als unergründliches Geheimnis anrief. Hoffnung erklang, obwohl da etwas fehlte: „Siehst du nicht das Elend, warum hilfst du nicht? Wie lange willst du warten?“

Diese Fragen erinnerten mich an die biblischen Psalmen, die man in ihrer Ursprungsgestalt kaum noch kennt. Im evangelischen Gesangbuch jedenfalls sind sie ihrer dramatischsten Stellen beraubt. Offenbar will man die Gläubigen schonen. Dabei schont auch die Realität die Menschen nicht. Die violette Inszenierung jedenfalls war ein treffendes Beispiel dafür, wie man innerhalb der Kirchen heute kommuniziert, indem man nämlich auf sich als Organisation verweist. Die Fürbitte dagegen ähnelte einem Schrei, dabei war sie beiläufig gesprochen, sanft, aber voll mitreißender Lebensenergie. Bei dem Beter handelte es sich um einen Bischof – ausgerechnet katholisch! Als Protestant verkehre ich ja in der Regel in evangelischen Gottesdiensten.

Konfession hin oder her – eine kraftvoll-sensible Glaubenssprache hat es gegenwärtig nicht leicht. Infolge kirchlicher Organisationsprozesse sind heutige Glaubensverkünder und Predigerinnen zuweilen zu Verwaltungsprofis und Sozialmanagern mutiert. Seinen Anfang muss das in den neunziger Jahren genommen haben. In kirchlichen Führungsgremien glaubte man vermehrt an die alles verwandelnde Kraft

Nicht so drumherum reden

Was Theologen von gegenwärtigen Dichtern lernen können

Zeitzeichen, Evangelische Kommentare für Religion und Gesellschaft, Juli 2009

unternehmerischer Tugenden. Robustheit, Durchsetzungsvermögen und Belastbarkeit waren entscheidende Auswahlkriterien angehender evangelischer Pfarrer, wie ich damals einer war. Wenn ranghohe Kirchenvertreter das theologische Ausbildungsseminar besuchten, wirkten sie wie Neubekehrte. Sie sprachen ein aufgedrehtes Organisationsdeutsch, garniert mit verwaltungstechnischer Penibilität. In dieses vernagelt wirkende Haus der Sprache wollte ich nicht treten, sondern wandte ihm den Rücken zu und brach auf, um den froh machenden Worten Gottes nachzugehen – frei von festen kirchlichen Bezügen. Was ich damals hörte, war das Gegenteil der mich verzaubernden biblischen Wirklichkeit, in der Gottes Kraft in den Schwachen mächtig wird. Trottelige Jünger, chronisch kranke Apostel, stotternde Nomaden und exzentrische, von Träumen inspirierte Propheten – das ist nur ein kleiner Auszug der Besetzungsliste jenes Stückes, in dem man sich seines Sehns nicht schämen muss.

Ein Bischof sucht Halt

Im Ausbildungsseminar besuchte uns übrigens auch einmal der Bischof aus der erwähnten Fernsehübertragung – während einer ökumenischen Woche. Er sprach nicht von Projekten, von Leitbild oder Steuerungsgruppen, sondern erzählte vom Glauben – und wie er abends betete. Von jedem verabschiedete er sich persönlich, was ein Segen war. Es kündete von einem Halt, der sich in der Haltlosigkeit entfalten kann. Als ich den nunmehrigen Kardinal in dem violetten Corporate-Identity-Gottesdienst die Altarstufen zum Gebet hinaufgehen sah, war sein Schritt nicht mehr ganz fest. Ein Bischof suchte Halt. Es rührte mich, vielleicht auch deshalb, weil es mich an einen Avantgardisten religiöser Sprache erinnerte, dessen Predigten ich über zwei Jahrzehnte verfolgte. Als Gert Otto, Praktischer Theologe und langjähriger Universitätsprediger in Mainz, zu einer seiner letzten Reden die Stufen erklimmte, war sein Gang ebenfalls schwer – seine Sprache aber wie stets phantasievoll, präzise, leicht. Seine Suche nach einer neuen Glaubenssprache begann Anfang der siebziger Jahre. Wie er hofften damals viele auf eine Glaubenssprache, die zeitgenössisch war. Wortwasserfälle sollten eingedämmt werden. Je mehr religiöses Vokabular, desto größer die göttliche Anwesenheit, lautete eine damals verbreitete Überzeugung.

Nicht so drumherum reden

Was Theologen von gegenwärtigen Dichtern lernen können

Zeitzeichen, Evangelische Kommentare für Religion und Gesellschaft, Juli 2009

Gert Otto verzichtete auf religiöses Spezialvokabular, sein Reden schulte er an Schriftstellern der Gegenwart. Diese halfen bei der Suche nach einer Sprache, die „das Eis der Seele spaltet“, wie es Dorothee Sölle in Anlehnung an Kafka sagte. Die Glaubenssprache sollte alltagsnah sein, im Alltag freilich nicht verharren, warnte Gert Otto. Denn der Alltag ist ja oft leidvoll, verdoppeln dürfe man ihn nicht. Also sollte die Predigt die Alltagssprache aufgreifen, aber auch irritieren, verwirren, in Frage stellen und traumhaft übersteigen. Die Kanzelrede sollte bildhaft und ansatzweise poetisch werden. Sie schlug den Hörer nicht mehr mit theologischem Vokabular, sondern ließ bei ihm eigene Bilder entstehen. Keine abgehobene Kunstsprache war gemeint, sondern die Hoffnung auf mehr als Werbeformeln, sprachliche Stereotypen und das Sich-Fügen ins vermeintlich Unabänderliche.

Lässt sich Echtheit trainieren?

Und heute? Die Alltagsnähe des damaligen Sprachaufbruchs ist geblieben, nur findet man kaum noch Poesie. Zu hören ist ein Deutsch, das in Büros üblich ist. Dazu haben sich Prediger in Präsenz, Präsentation und Authentizität zu üben. Allein das Lernziel Authentizität ist schon deshalb fraglich, weil man Echtheit nicht trainieren kann. Trotzdem: Echt – das ist ein Lieblingswort heutiger Theologen. Der Echtheit der Bibel gegenüber freilich ist man skeptisch, sie gilt kaum als poetisch-heiliger Glaubensschatz, denn dort hinein sei – sagt man – doch so gut wie alles nachträglich hineingefügt, aus historisch-kritischer Perspektive nicht haltbar, irgendwie zusammengestückelt wirke alles. Die Bibel ist ein Fremdkörper, man korrigiert sie, zitiert kleinlaut, verschämt oder auch routiniert, jedenfalls meist so, als ob sie das eigene Leben nicht berühren könne.

Auch spricht man nur selten von Gott – und ihn auch nicht an. Wenigstens höre ich dieses Wort kaum einmal mit jener verzehrenden Sehnsucht, die hofft, dass die angerufene Macht endlich ihre lösende Kraft entfalte. Eher markiert man Sicherheit, weil das kirchliche Gebot der Stunde heißt: „Wir sind gut aufgestellt!“ Doch wem das Leben niemals fraglich erscheint, der kann auch nicht trösten. Viele reden so, als ob immer nur die anderen Schwierigkeiten und Sehnsucht haben, Bedürftige unterschiedlichster Art. Über ihnen schwebt der Theologe, der die Antwort kennt. Dabei

Nicht so drumherum reden

Was Theologen von gegenwärtigen Dichtern lernen können

Zeitzeichen, Evangelische Kommentare für Religion und Gesellschaft, Juli 2009

waren zu allen Zeiten diejenigen die Frömmsten, die es nicht schafften, die zweifelten, oftmals auch verzweifelten, die nicht vorgaben, alles zu wissen, also nicht kühl gebildet waren, sondern schlicht und feurig hofften – auf Rettung.

Warum Jesus nicht zum Mittelstürmer werden muss

Gott – dieses unauslotbare Ur-Wort, unter gegenwärtigen Dichtern erklingt es geheimnisvoll neu. Die Helden aus den Romanen Arnold Stadler etwa leiden unter den Theologen, die sich der Ungereimtheiten der Bibel schämen und nicht mehr von Gott reden. Mal untergründig, zuweilen auch explizit wandert ein Satz durch sein Werk: „Und ich sehnte mich nach einem Menschen, mit dem ich über alles reden könnte, selbst von Gott, ohne ausgelacht zu werden.“ Auch Gabriele Wohmann erlebt diese Angst gegenwärtiger Theologen „von Gott zu reden, wirklich ernst zu machen, nicht so drumherum zu reden mit Metaphern. Da muss Jesus mindestens als Mittelstürmer oder Torwart auf dem Fußballplatz stehen.“ Nicht nur Wohmann und Stadler, auch ein jüngerer Autor wie Andreas Maier fädelt biblische Mythen in seine Romane ein. Direkt, oft und ohne Ironie spricht er vom „lieben Gott“.

Warum berührt dieses Wort, obwohl es lange Zeit als Leerformel galt und ein Theologe wie Paul Tillich es am liebsten mit einem jahrzehntelangen Schweigegebot versehen wollte? Es mag daran liegen, dass es von den gegenwärtigen Dichtern nicht gekonnt dahingesagt ist, sondern aus einem Zittern und Nicht-Weiter-Wissen heraus wächst, das dann in den Glauben weist. Die Fraglichkeit des Lebens ist damit nicht abgelegt.

Die Suche nach einer betörenden Glaubenssprache hat sich heute offenbar umgekehrt: Einst half der Blick auf moderne Schriftsteller, um sich von einer religiösen Standardsprache zu befreien. Jetzt führen sie zum Wort aller Worte zurück. Heutige Prediger müssen deshalb nicht zu Dichtern werden. Es genügte, wenn sie den Wunsch verspürten, wieder einmal oder vielleicht auch erstmals einen Roman zu lesen. Momentan geben Kirchenleute als Lieblingslektüre fast immer Krimis an. Vielleicht weil man sich bei diesem Genre sicher sein kann: Am Ende sind alle Rätsel gelöst. So wünscht man sich auch die Realität: überschaubar, ordentlich und aufgeräumt. Entsprechend lassen auch Predigten selten einmal eine Frage offen – was

Nicht so drumherum reden

Was Theologen von gegenwärtigen Dichtern lernen können

Zeitzeichen, Evangelische Kommentare für Religion und Gesellschaft, Juli 2009

erschrecken kann. Denn im wirklichen Leben bleibt stets ein Rest an Wehmut, Heimattrieb und Hoffnungslust – bei mir zumindest ist es so und ich weiß das auch von denen, die mir menschlich erscheinen. Nicht am Schluss der Predigt, sondern am Ende aller Enden löst sich der Zweifel auf – im Jenseits. So glaube ich. Von der Ewigkeit sprechen heutige Glaubensredner freilich auch nur selten. Als robuster Theologe scheint man eben keinen Schmerz zu kennen oder darf ihn nicht benennen. Sehnsucht nach Erlösung ist überflüssig, weil nichts fraglich ist – fast nichts. Denn die offenkundige Ratlosigkeit der Bibel gegenüber bleibt.

Die Sprache des Herzens: Auf gebrochene Weise vollkommen

So sammelt man vor jeder Predigt Material, Ideen, Zitate und Gedanken – immer von anderen, die es wieder von anderen haben. Die Predigt-Datenbanken wachsen, wo die Entwürfe deswegen so kompatibel sind, weil sie das Wort „ich“ aussparen. Die Glaubensverkünder trauen sich selbst offenbar nur wenig zu – und auch der alten heiligen Schrift. Aus ihr jedoch spricht eine Kraft, die die vermeintlich so Naiven und die Verletzlichen wie von selbst verstehen. Biblische Bilder sind groß, seelenvoll und offen. Kinder etwa entdecken in ungekürzten Psalmen ihre Gefühle und sich selbst. Das können auch Erwachsene und Theologen wieder lernen. Wenn sie sich zu ihren Ängsten, Zweifeln und Fragen bekennen, antwortet die Bibel hoffnungsgroß und spielt sich in die Gegenwart hinein – direkt. Diese Unmittelbarkeit ist kein biblischer Fundamentalismus. Denn das alltagsnah-poetische Ineinander von Bibel und Gegenwart glückt dem, der sich seiner Unsicherheit und Brüche nicht schämt. Und das ist das Gegenteil von Fanatismus. Dem Glauben widerfährt ein himmelsnaher Klang, der auf gebrochene Weise vollkommen wirkt – wie auch Jesus im Himmel an seinen Wunden erkennbar bleibt. Mag der Gekreuzigte auch nicht ins Fernsehbild geraten – ich bekomme ihn nicht aus dem Sinn. Er lässt die Verwundeten auf Wunder hoffen. Und zärtlich sprechen die Verletzten.